

CATHERINE SHEPHERD

**MOORES
SCHWÄRZE**

Thriller

1. Auflage 2016
Copyright © 2016 Kafel Verlag, Inh. Catherine Shepherd

Alle Rechte vorbehalten.
Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung der
Autorin wiedergegeben werden.

Korrektorat: SW Korrekturen e.U. /
Franziska Gräfe
Lektorat: Gisa Marehn

Covergestaltung: © ZERO Werbeagentur GmbH, München
Covermotiv: © Lario Tus / Fotolia.com

www.catherine-shepherd.com
kontakt@catherine-shepherd.com

ISBN 978-3-944676-19-7

Weitere Titel von Catherine Shepherd:

DER PUZZLEMÖRDER VON ZONS

Der erste Zons-Thriller; Kafel Verlag; April 2012

ERNTZEIT

Der zweite Zons-Thriller; Kafel Verlag; März 2013

KALTER ZWILLING

Der dritte Zons-Thriller; Kafel Verlag; Dezember 2013

AUF DEN FLÜGELN DER ANGST

Der vierte Zons-Thriller; Kafel Verlag; August 2014

TIEFSCHWARZE MELODIE

Der fünfte Zons-Thriller; Kafel Verlag; Mai 2015

SEELENBLIND

Der sechste Zons-Thriller; Kafel Verlag; November 2016

KRÄHENMUTTER

Laura Kern-Thriller; Kafel Verlag; November 2015

FATAL PUZZLE - Zons Crime (Book 1)

Titel der deutschen Originalausgabe: Der Puzzlemörder von Zons
AmazonCrossing; Januar 2015

THE REAPER OF ZONS - Zons Crime (Book 2)

Titel der deutschen Originalausgabe: Erntezeit
AmazonCrossing; Februar 2016

Der See

Tief, finster und kalt ist dieser See. Finster und kalt wie die Seele eines bösen Menschen. Wenn die Sonne aber ihre Strahlen auf den See wirft, wirkt er hell und freundlich, wie die Seele des bösen Menschen durch ein Lächeln sich erhellt, doch beides täuscht. Die Sonne versinkt, das Lächeln erlischt, der See und die Seele sind finster, unheimlich und kalt wie zuvor.

Katharina Eisenlöffel

Prolog

Der Himmel strahlt so blau und wolkenlos, dass ich mich darin verlieren könnte. Ich atme den Duft des Grases ein. Es riecht trocken, fast wie Heu. Ich mag diesen Geruch. Er erinnert mich an meine Kindheit, an die Zeit auf dem Bauernhof meiner Großeltern, als ich mich im Heu versteckt habe, um nicht ins Haus zu müssen. Ich wollte nie hineingehen in die kleine Hütte, die winzige Fenster hatte und in der es nicht nur stickig, sondern auch dunkel war, selbst im Sommer.

Ich lasse die Augen über die ausgedörrte Wiese schweifen. Die Blumen sind in der Hitze alle verdurstet. Nur Halme, vertrocknete Blätter und hängende Köpfe sind übrig geblieben. Die Farben sind verblasst und das Leben ist längst aus ihren verblichenen Fasern gewichen. Ich bedaure, dass die Blumen gestorben sind. Gleichzeitig wünsche ich mir einen ähnlichen Tod. Was könnte schöner sein, als im Hochsommer auf einer wunderschönen Wiese unter strahlend blauem Himmel zu sterben? Gibt es einen anderen Ort, an dem man Gott noch näher sein könnte? Ich schüttelte den Kopf und beantworte mir damit meine Frage selbst. Trotzdem schlägt mein Herz viel schneller als sonst. Nicht, weil ich Endorphine im Blut habe, die mich mit einem Hochgefühl über das Gras schweben lassen. Nein. Es ist die Angst, die mein Herz so wild antreibt. Ich spüre sie überall auf meiner Haut, die sich trotz der Hitze zusammenzieht und mich wie Espenlaub zittern lässt.

Die Blätter einer Birke rauschen im Wind. Ich betrachte die zarten hellgrünen Gebilde, die wie Schmetterlinge flattern und mir ein wenig Trost spenden. Der knorrige Stamm erhebt sich wie ein gekrümmter Zeigefinger und deutet mahndend in die Richtung, die mir bestimmt ist. Ich würde lieber auf der ausgedörrten Wiese bleiben und mich zu den Grillen legen, die zwischen den Grashalmen zirpen und mir ein Abschiedslied spielen. Wie gerne würde ich mit ihrem sanften Reiben in den Ohren sterben. Doch mein letzter Weg führt mich weiter an einer einzelnen Fichte vorbei, an leuchtendem Pfeifengras und rundlichen Büschen, die so kompakt gewachsen sind, dass sie der Trockenheit trotzen können. Trauerweiden tauchen auf und kündigen das Wasser an, das bald mein neues Zuhause sein wird. Ich werfe einen Blick zurück auf die liebliche Landschaft und sehe mich ein letztes Mal satt. Ein Falke schwebt hoch oben in der Luft. Seine Schwingen sind ausgebreitet, fast so wie meine Arme, die kraftlos an beiden Seiten meines Körpers schaukeln. Der Blick des Falken berührt mich für einen Moment. Er stößt einen Schrei aus. Der Ton frisst sich in meinen Gehörgang und hallt dort wider. Ich will ihn festhalten, denn er ist ein Zeichen des Lebens. Eines Lebens, an dem ich hänge und das ich nicht aufgeben will. Doch ich schwebe weiter dem endgültigen Ziel entgegen, seinem Ziel. Ich spüre den Schweiß, der an meinem Körper hinabläuft. Seinen Schweiß. Ich fühle die kräftigen Arme, die mich unerbittlich weitertragen. Meine Muskeln sind viel zu geschwächt, um die Strecke selbst zu bewältigen. Ich sehe die starken Sehnen, die sich über seinen muskulösen Hals ziehen, sein kantiges Kinn und die spitze Nase, die

mich an einen Zauberer erinnert. Vielleicht ist er sogar einer, ein Zauberer. Er jedenfalls scheint es zu glauben. Sonst wären wir nicht hier. Er hat mich angemalt. Ich kann die feinen Nadelstiche immer noch spüren, die unter meinem Bauchnabel ein Bild gezeichnet haben, das ich mit mir nehmen werde. Es wird wie der Rest von mir in Dunkelheit versinken und vielleicht nie wieder das Licht der Welt erblicken, so wie ich. Mücken setzen sich auf meine Beine, aber ich habe nicht die Kraft, sie zu verscheuchen. Ihre Rüssel versenken sich tief in mein Fleisch, um mich auszusaugen. Als ob das jetzt noch einen Unterschied machen würde. Ich werde sterben. Mit oder ohne Blut in den Adern. Ich lasse sie gewähren und richte den Blick wieder nach oben. Ich sehe, wie sein Kehlkopf hoch- und niederhüpft. Er sieht etwas, das ihn erregt. Hat er die Stelle gefunden? Hoffnungslosigkeit breitet sich in mir aus. Ich hatte geglaubt, noch ein wenig mehr Zeit zu haben. Auch wenn es nur die Dauer eines Flügelschlags wäre, so ist doch jeder Atemzug, den ich tun kann, ein Gewinn. Ich blinzele, weil ihm der Schweiß vom Kinn tropft und mir auf die Stirn fällt. Der Aufprall der Schweißperlen erinnert mich an Regen, doch das Gefühl der Reinigung bleibt aus. Ich kann die Anstrengung riechen, die er aufbringen muss, um mich die ganze Strecke zu tragen. Er sieht mich nicht ein einziges Mal an, fast so, als wäre ich schon nicht mehr da. Sein Blick ist starr geradeaus gerichtet. Er schwankt und ich werfe einen Blick nach unten. Hier gibt es kein Gras mehr, nur stehendes Wasser. Seine Stiefel versinken in der trüben Flüssigkeit, die so dunkel ist, dass sie sogar das Sonnenlicht verschluckt. Die Strahlen durchdringen die Oberfläche und

kehren nie wieder zurück. Ich schließe die Augen. Er stöhnt jetzt, weil jeder Schritt kräftezehrend ist und seine ganze Aufmerksamkeit verlangt. Ich wünsche mir, dass er irgendetwas sagt. Dass ich noch einmal eine menschliche Stimme hören könnte, die ich mitnehmen kann, wenn das Ende über mich hereinbricht. Doch er ist stumm und sieht mich nicht an. Ich atme schneller. Jede Sekunde zählt. Ich reiße die Augen auf und auch den Mund. Selbst meine Arme heben sich ein wenig, und für einen Moment glaube ich, mich an seinem massigen Leib festhalten zu können. Meine Finger krallen sich in die Luft und versuchen, Halt zu finden. Der Knebel hindert mich am Schreien, aber wenigstens ein Krächzen dringt aus meiner Kehle. Er zuckt zusammen und blickt mich an. Seine Augen fixieren mich erstaunt.

Dann lässt er mich los. Ich falle. Es dauert viel länger, als ich erwartet habe. Ich sehe ihn, seine Augen und die schweigenden Lippen. Sogar die Falte auf der Stirn entgeht mir nicht. Ich blende ihn aus und sauge das Blau des Himmels in mich auf. Die Sonne blendet mich, sie hüllt mich in einen Mantel aus gleißendem Licht, bevor ich im Moor versinke. Es greift gierig nach mir und zieht mich in die Tiefe. Ich bin überrascht über den Wechsel von Helligkeit zu absoluter Schwärze und stoße die Luft aus. Die Dunkelheit ist unendlich und wird nur kurz von meinem Atem durchbrochen, dessen Blasen das letzte Licht dicht unter der Oberfläche einfangen, während ich versinke. Es ist merkwürdig, die Kühle auf der aufgeheizten Haut zu spüren. Ich würde sie fast als angenehm bezeichnen, wäre da nicht das

Wasser, das in meine Körperöffnungen dringt und Besitz von mir ergreift.

Die Panik gibt mir einen allerletzten Schub. Ich stramble mit Armen und Beinen, versuche, an die Oberfläche zu gelangen. Ein Stückchen gelingt es mir und ein Hoffnungsschimmer verleiht mir übermenschliche Kräfte. Ich tauche auf.

Doch dann spüre ich seinen Stiefel auf meinen Bauch. Er tritt auf das Bild, das er mit viel Mühe gemalt hat, und drückt mich zurück nach unten, in die Dunkelheit, die mich in ihre Arme nimmt und das Leben aus mir herauspresst. In einem Strom aus Luftblasen verlässt es meinen Körper, und mit jedem Bläschen wird der Lichtreflex kleiner, der sich darin spiegelt. So lange, bis nichts übrig ist als Schwärze.

1

Die Beleuchtung unterstrich die Atmosphäre des Todes, doch trotz des grellen Lichts und des vielen Blutes herrschte keine Grausamkeit an diesem Ort. Stattdessen erschuf die bläuliche Strahlung eine künstliche Realität, die die Anatomie des Körpers nüchtern präsentierte, fernab von der Welt dort draußen. Umgeben von Edelstahl, der den gefliesten Raum dominierte, erschien die blasse Haut des Mannes noch farbloser. Die meisten Menschen fühlten sich in diesen Räumen unbehaglich. Sie mussten sowohl den Reflex, sich zu übergeben, als auch ihren Fluchtimpuls unterdrücken. Das Konzentrationsvermögen sowie logisches Denken wurden normalerweise von diesen Urinstinkten überlagert.

Bei Dr. Julia Schwarz verhielt es sich völlig anders. Sie konnte sich nirgendwo besser konzentrieren als hier. Routiniert führte sie das Skalpell, das eine feine rote Linie auf der Haut des Toten hinterließ. Julia ging nach dem Standardprotokoll vor. Es war eine dieser Autopsien, bei denen sie keine überraschenden Erkenntnisse erwartete. Das war in ihrem Job nicht immer so. Julia war Rechtsmedizinerin in der forensischen Pathologie des Instituts für Rechtsmedizin in Köln. Die Zusammenarbeit mit der Kriminalpolizei und die Aufklärung von gewaltsamen Todesfällen waren an der Tagesordnung. Julia vollendete den y-förmigen Einschnitt an der Vorderseite des Rumpfes und legte das Skalpell zur Seite, um eine Säge in die Hand zu nehmen. Geschickt und mit nur wenigen Handgriffen durchtrennte sie Rippen und

Schlüsselbein. Sie löste das Brustblatt ab und betrachtete die Organe des Mannes. Die Lunge wirkte unauffällig. Dieser Organismus hätte noch jahrelang funktionieren können, wenn nicht eine Pistolenkugel das Herz zerfetzt hätte. Der Mann war ein russischer Drogendealer gewesen, der in eine Schießerei mit einer verfeindeten Bande geraten war. Es gab zwei Todesopfer, und Boris Fjodorow war eines davon. Der zweite Tote befand sich im Kühlraum. Er würde als Nächstes an die Reihe kommen. Dr. Julia Schwarz entnahm Herz und Lunge und entfernte die tödliche Kugel.

»Der Durchmesser des Projektils beträgt neun Komma zwei Millimeter und passt damit zur Tatwaffe, einer Makarow-Pistole.« Julia ließ das Geschoss in eine Petrischale fallen und übergab diese ihrem Assistenten Emanuel, der sie mit großen Augen ansah.

»Das muss in die Ballistik«, fügte sie hinzu und schmunzelte. Emanuel lief mit der Schale los. Er war erst seit ein paar Wochen in der forensischen Pathologie und steckte noch mitten im Eingewöhnungsprozess. Sein Gesicht war bei jeder Autopsie kalkweiß, und der große Adamsapfel hüpfte manchmal so hektisch auf und ab, dass Julia befürchtete, Emanuel würde jeden Moment umkippen. Glücklicherweise war das bisher nicht geschehen. Sie mochte ihn. Er hatte Potenzial und erinnerte sie an ihre eigenen Anfänge. So wie Emanuel hatte sie schon als Teenager gewusst, dass sie diesen Beruf wählen würde. Doch während Emanuels Entscheidung im Großen und Ganzen auf diversen Profiler-Serien beruhte, die die Wirklichkeit dieser Tätigkeit ein wenig modifiziert und vielleicht auch

glanzvoller darstellten, als sie war, hatte Julia andere Beweggründe gehabt. Sie war nicht darauf aus, sich im Ruhm ihrer Arbeit zu sonnen oder vor Freunden damit anzugeben. Ihre Motivation war viel schlichter, auch wenn sie aus einem tragischen Schicksalsschlag hervorging. Sie war auf der Suche nach Gerechtigkeit.

Julia war bei der Leber des Toten angelangt und legte sie auf die Waage, als ihre Gedanken zu jenem Tag zurückwanderten, der ihr Leben dramatisch verändert hatte. Als sie an einem kalten Novembertag von der Schule nach Hause zurückkehrte, parkte ein fremdes Auto in der Einfahrt. Es war ein dunkler Mercedes. Julia dachte sich nicht viel dabei. Sie zog den Schlüssel hervor, den sie an einer Kette um den Hals trug, damit sie ihn nicht verlor, und öffnete die Haustür.

Die unbekanntenen Stimmen, die aus dem Wohnzimmer am Ende des Flurs drangen, ließen sie innehalten. Leise schloss Julia die Haustür und lauschte. Sie konnte erst nichts verstehen, aber dann hörte sie ihre Mutter. Es war der Tonfall, der ihr durch Mark und Bein ging. Etwas Schreckliches musste geschehen sein. Ihre zittrigen Worte klangen verzweifelt. So erschüttert hatte sie ihre Mutter noch nie erlebt. Julia streifte Jacke und Schuhe ab und schlich durch den Flur. Sie blieb dicht vor der Wohnzimmertür stehen, die nicht ganz geschlossen war. Durch den Spalt konnte sie zunächst nur Gemurmel hören. Dann sprach ein fremder Mann mit tiefer Stimme.

»Es tut mir sehr leid, Frau Schwarz. Wir werden alles tun, um Michaels Mörder so schnell wie möglich zu finden.«

Die Worte schossen wie gewaltige Kanonenkugeln durch die Luft und landeten krachend in Julias Ohren. Wie betäubt stand sie da und versuchte, den Sinn dieses Satzes zu erfassen. Wovon redete dieser Mann? Michael war in der Schule. Sie selbst hatte ihn am Morgen begleitet, wie jeden Tag. Der Mann lag falsch. Sie wusste es besser. Michael war wie an jedem verdammten Morgen in den letzten vier Jahren zusammen mit ihr zur Schule gegangen. Das war so, seit er eingeschult worden war. Sie hatte ihn an der Schwelle seines Klassenzimmers verabschiedet und gesehen, wie er hineinging. So lief es jeden Tag ab. Sie wusste genau, dass sie ihren Bruder am Nachmittag zu Hause antreffen würde. Sein Schultag war in der Regel kürzer als ihrer. Meistens saß er am Nachmittag schon in seinem Zimmer, wenn sie zurückkehrte, und brütete über den Hausaufgaben. Doch an diesem Tag war Michael nicht nach Hause gekommen. Er war überhaupt nicht mehr zurückgekehrt. Fassungslos riss Julia die angelehnte Tür auf und stürmte ins Wohnzimmer, wo ihre Eltern und zwei Fremde saßen.

»Wo ist Michael?« Ihre Worte flatterten wie zitternde Schmetterlinge, die am Ende der Frage ganz plötzlich zu Boden stürzten. Unvermittelt setzte erdrückende Stille ein. Julias Mutter blickte sie erschrocken, aus tränenfeuchten Augen an. Ihr Vater saß stocksteif auf der Couch. Die beiden unbekanntenen Männer betrachteten ihre Fußspitzen.

Während Dr. Julia Schwarz in einem anderen Teil ihres Gehirns die Vergangenheit Revue passieren ließ, arbeitete sie sich an der Leiche bis zum Darm vor. Mit geübten Bewegungen öffnete sie verschiedene Darmabschnitte und

entleerte deren Inhalt in Petrischalen zur weiteren Untersuchung. Emanuel war wieder zurückgekehrt. Julia bemerkte den Geruch der Menthosalbe, die er offenbar unter der Nase noch einmal nachgelegt hatte. Erneut musste sie schmunzeln, weil er sie an sie selbst erinnerte, als sie mit der pathologischen Ausbildung begonnen hatte. Die Gerüche waren am Anfang unerträglich, doch irgendwann nahm die Intensität des Ekels ab. Sie beendete die Begutachtung der Bauchhöhle und bat Emanuel, ihr beim Verschließen des geöffneten Brustraumes zu helfen. Während sie eine saubere Naht setzte, führte sie die Routine der Arbeit zurück zu jenem Moment, in dem sie als Sechzehnjährige das Wohnzimmer ihres Elternhauses betreten hatte.

»Ach, mein kleiner Schatz.« Julias Mutter löste sich als Erste aus der Schockstarre und sprang auf. »Es ist etwas Schreckliches mit Michael geschehen.« Sie nahm Julia in die Arme und presste sie fest an sich.

»Wo ist Michael?«, wiederholte Julia mit tränenerstickter Stimme.

Sie spürte, wie schnell der Atem ihrer Mutter ging. Sie murmelte unverständliche Worte. Ihre Umarmung drückte Julia beinahe die Luft ab.

»Wo ist er?«, schrie Julia und riss sich los.

Sie sah die Tränen, die in einem breiten Fluss über die Wangen ihrer Mutter strömten. Ihre Lippen bebten. Sie schluckte verkrampft, bemüht, die Beherrschung nicht komplett zu verlieren. Dann zog sie Julia wieder an sich und strich ihr sanft über das Haar.

»Er wird nicht mehr nach Hause kommen«, flüsterte sie nach einer Weile. »Gott hat ihn zu sich in den Himmel geholt.«

Das war die einzige Erklärung, die Julia an jenem entsetzlichen Tag erhielt. Alle versuchten, die grausame Wahrheit von ihr fernzuhalten. Als ob es ihr dadurch besser gegangen wäre. Erst nach und nach kamen die Tatsachen ans Licht. Julias zwölfjähriger Bruder war von einem unbekanntem Täter in einem nahe gelegenen Waldgebiet missbraucht und getötet worden. Selbst heute, nach über fünfzehn Jahren, musste Julia mit aller Macht gegen die Tränen ankämpfen, wenn sie an ihren Bruder dachte.

Ihr Blick wanderte zur Uhr, und sie stellte erleichtert fest, dass es Zeit für die Frühstückspause war.

»Zeit für eine kurze Unterbrechung«, erklärte sie und ignorierte Emanuels erstaunte Miene. »Mir knurrt der Magen. Wir stehen hier seit fünf Uhr morgens und ich brauche jetzt dringend etwas zu essen und einen Kaffee.« Eilig streifte sie die Gummihandschuhe und den Kittel ab und verließ ohne ein weiteres Wort den Sektionssaal. Statt zur Cafeteria bog sie zum Waschraum ab. Julia verschloss die Tür und setzte sich in voller Montur auf eine der Toiletten. Sie atmete tief durch. Es passierte ihr äußerst selten, dass die Gefühle sie übermannten. Wahrscheinlich war es der Stress der letzten Tage, der ihre Nerven übermäßig beanspruchte und den Verdrängungsmechanismus in ihrem Kopf aushebelte. Im Verdrängen war sie sonst eine Meisterin. Seit Michaels Tod hatte sie den Schmerz, der sie von innen aufzufressen drohte, permanent verdrängt. Da halfen alle Psychologengespräche nichts, in denen sie die Trauer

zu bewältigen lernen sollte. Wie sollte das auch funktionieren? Der Täter war nie gefasst worden. Er lief bis heute frei herum, und nur der liebe Gott wusste, wie viele Kinder er noch auf dem Gewissen hatte. Es verschwanden jährlich so viele. Jedes Mal, wenn eine dieser Vermisstenmeldungen durch die Presse geisterte, musste sie an diesen Kerl denken, der ihren Bruder auf bestialische Art und Weise ermordet hatte. Julias Handy klingelte und sie schrak zusammen. Schnell zog sie es aus der Tasche und drückte den Anrufer weg. Ihr Blick fiel auf die Datumsanzeige, und in diesem Moment wurde ihr klar, warum ihr die Nerven durchgingen. Sie versuchte schon den ganzen Tag, den Grund zu verdrängen. Es war Michaels Geburtstag. Heute wäre er siebenundzwanzig geworden. Mit Sicherheit hätte er sich zu einem attraktiven jungen Mann entwickelt, der mit Volldampf das Leben genoss. Er könnte immer noch bei ihr sein und sie mit seiner rotzfrechen Art aufziehen wie früher. Wenigstens würde sie ihn dann nicht so schrecklich vermissen. Sie vergrub das Gesicht in den Händen. Ein paar Tränen liefen über ihre Wangen. Sie riss Toilettenpapier von der Rolle und wischte sie hastig weg. Es war so lange her, und trotzdem verbrannte sie der Schmerz, sobald sie ihn zuließ. Michael war nicht mehr da. Der Täter hatte seine Spuren verwischt, und alles, was ihr blieb, war die Hoffnung, dass sie eines Tages auf einen neuen Anhaltspunkt stoßen würde, der ihn endlich doch überführte. Diese Hoffnung war der Grund, warum sie Rechtsmedizinerin geworden war. Sie konnte einfach nicht akzeptieren, dass der Täter nie bestraft werden konnte. Sie wollte nicht wahrhaben, dass aus den am Tatort sichergestellten Haaren

keine brauchbare DNA isoliert werden konnte. Inzwischen hatte Julia die Beweise selbst zum wiederholten Male analysiert und war zu dem Schluss gekommen, dass die damaligen Ermittler alles Menschenmögliche getan hatten. Auch der Einsatz modernster Methoden hatte keine Hinweise auf die Identität des Täters ergeben.

Umso verbissener ging sie jeden neuen Fall an. Ihre Erfolgsquote war atemberaubend hoch, und es verschaffte ihr unendliche Genugtuung, wenn ihre Arbeit dazu beitrug, die Täter zu ergreifen. Jeder Mörder, den sie ins Gefängnis brachte, heilte ein kleines bisschen die Wunde, die der Tod ihres Bruders tief in ihr Herz gerissen hatte. Sie bildete sich ein, mit jeder Überführung Michaels Tod zu rächen, und ganz tief in ihrem Innersten glaubte sie daran, dass sie auch den Mörder ihres Bruders eines Tages finden würde. Sie wusste, die Gerechtigkeit verschaffte sich irgendwann Gehör. Ihre Ausdauer und Hartnäckigkeit hatten sich schon oft bezahlt gemacht. Ihr Name stand im Institut für Rechtsmedizin und bei der Kriminalpolizei vor allem für eines: Sie gab den Toten eine Stimme und kämpfte für deren Gerechtigkeit.

Julias Handy klingelte erneut. Diesmal hob sie ab.

»Schwarz«, sagte sie mit fester Stimme und verließ die Toilettenkabine. Vor dem Waschbeckenspiegel blieb sie stehen.

»Julia, da bist du ja. Ich brauche dich ganz dringend. Du musst einen Fundort inspizieren.« Der Ernst in Florian Kesslers Stimme verursachte ein Rumoren in Julias Magen-gegend. Der Kriminalkommissar gehörte nicht zu der Sorte Mensch, die Dinge unnötig aufbauschten. Wenn er *dringend*

sagte, dann war das auch so. Julia notierte die Adresse und legte auf. Sie stand immer noch vor dem Spiegel. Die Haut unter ihren Augen war gerötet. Sie drehte den Hahn auf und benetzte sich das Gesicht mit kaltem Wasser. Anschließend betrachtete sie sich erneut. Sie war ein blasser Typ mit schwarzen Haaren und einer ebenso dunklen Hornbrille, hinter der kluge braune Augen wachten. Sie trug einen Pagenschnitt, weil der sich für ihre Arbeit am besten eignete. Julia mochte keinen Kurzhaarschnitt. Aber lange Haare müsste sie ständig zu einem Zopf zusammenbinden, damit sie nicht störten. Der Pagenschnitt war ein Kompromiss und er stand ihr außerdem ziemlich gut. Ihr Äußeres entsprach wahrscheinlich nicht dem herkömmlichen Männerideal, dennoch musste sie sich nicht verstecken. Sie presste die Lippen aufeinander, damit sie ein wenig rosig wirkten, und verließ eilig die Toilette.

2

Mittlerweile knurrte ihr Magen heftig. Er begnügte sich nicht mehr mit glucksenden Geräuschen, sondern zog sich auch schmerzhaft zusammen. Julia hatte sich nach Florian Kesslers Anruf sofort auf den Weg gemacht und dabei das Frühstück vergessen. Die Autopsie des russischen Dealers würde sie später zu Ende führen. Die Todesursache stand fest. Es könnten allerhöchstens noch Drogen oder andere chemische Substanzen in seinem Blut gefunden werden, die für die Ermittlungen aber vermutlich ohne jede Relevanz waren. Sie fuhr aus Köln heraus in Richtung eines Naturschutzgebietes, in dem eine weibliche Leiche entdeckt worden war. Nähere Umstände waren Julia noch nicht bekannt. Sie trat aufs Gas und fuhr durch eine Landschaft aus Feldern und Bäumen, die unter der Sommerhitze ächzten. Der Himmel strahlte blau und wolkenlos. Die Temperaturen hatten die dreißig Grad längst überschritten. Julia war froh über die Klimaanlage ihres Wagens. Sie bremste vor einer roten Ampel und durchsuchte ihre Handtasche vergeblich nach Essbarem. Manchmal hatte sie Müsliriegel dabei, aber den letzten hatte sie vor ein paar Tagen verspeist. Auch das Handschuhfach gab nichts mehr her. Die Ampel sprang auf Grün und Julia fuhr seufzend weiter. Wenigstens hatte sie Wasser mitgenommen. Sie nahm einen großen Schluck, und ihr Magen beschwerte sich umgehend, indem er sich kräftig zusammenzog. Julia drehte das Radio auf und lenkte sich den Rest der Fahrt über mit lauter Musik von dem nagenden Hungergefühl ab.

Zwanzig Minuten später stoppte sie vor den weiß-roten Absperrbändern. Mehrere Einsatzwagen der Polizei säumten die Straße. Julia stieg aus und überquerte eine Wiese, hinter der sich eine Moorlandschaft anschloss. Florian Kessler stand mit seinen Kollegen vor einer weiteren Absperrung. Er wirkte angespannt. Als er Julia sah, unterbrach er das Gespräch und kam auf sie zu.

»Julia, endlich. Das musst du dir ansehen. Ein Spaziergänger hat das Mädchen gefunden.« Er führte sie hinter die Absperrung auf einen schmalen Pfad. Rechts und links stand trübes Wasser, aus dem dunkelgrüne fleischige Pflanzen ragten. Es wimmelte nur so von schwarzen Mücken. Julia schüttelte sich unwillkürlich.

»Hier, nimm das«, sagte Florian und hielt ihr ein Mückenspray hin. Seine blauen Augen musterten sie intensiv. »Du siehst blass aus. Wann hast du heute angefangen zu arbeiten?«

Julia winkte ab. Sie wollte nicht, dass er ihren knurrenden Magen bemerkte und die Tatsache, dass sie das Frühstück vergessen hatte. Doch dafür war es zu spät. Florian zog etwas aus seiner Tasche und drückte es ihr in die Hand.

»Müsliriegel mit Schokolade. Den solltest du jetzt zuallererst essen. Der Anblick, der uns erwartet, ist mit niedrigem Blutzucker nicht zu ertragen.«

»Danke«, sagte Julia knapp. Ihr Hunger war viel zu groß, um zu protestieren. Sie verschlang den Riegel fast am Stück. Dann sprühte sie sich mit dem Mückenschutz ein.

»Die Biester sind wirklich aufdringlich. Mich haben schon etliche erwischt«, erklärte Florian und deutete auf die roten Schwellungen, die sich auf seinen Armen und am

Hals ausgebreitet hatten. Er führte sie weiter auf dem schmalen Pfad entlang und blieb nach einigen Metern stehen. »Wir haben die Leiche noch nicht herausgeholt, nur ein paar Fotos geschossen. Ich wollte, dass du den Fundort unverfälscht siehst.«

Julia sah ihm ins Gesicht. Seine Kiefermuskeln waren angespannt. In seinen Augen lag etwas undefinierbares. Er tat einen weiteren Schritt und gab den Blick frei. Ihre Augen wanderten zu dem aufgedunsenen Körper, der an der Wasseroberfläche trieb. Automatisch ratterte ihr Gehirn das übliche Schema ab, das jeder Pathologe in der Facharztausbildung lernte. Sie hatte eine nackte Frau vor sich. Das Alter lag vielleicht bei zwanzig Jahren. Die Verwesung der Leiche war noch nicht sehr weit vorangeschritten. Die Waschhautausbildung, die sich insbesondere durch die Quellung der Haut zeigte, war moderat und eine Besiedlung der Körperoberfläche durch Algenrasen war nicht erkennbar. Diese Erscheinungen hingen von der Flora des Gewässers und von der Liegezeit der Leiche im Wasser ab. Normalerweise verging bis zur Ausbildung von Bewuchs eine Zeit von ungefähr zehn Tagen, bei warmen Temperaturen konnte es etwas schneller gehen.

»Sie liegt noch nicht lange hier«, schlussfolgerte Julia und ging in die Hocke. »Ihre Lage ist unnatürlich. Normalerweise schwimmen Wasserleichen auf dem Bauch liegend und der Kopf befindet sich unter Wasser. Das kommt von den Gasen, die sich nach dem Tod überwiegend in den Gedärmen bilden.« Sie zog sich Gummihandschuhe über und drehte vorsichtig den Kopf der Frau zur Seite. Eine

Art Holzunterlage kam darunter zum Vorschein und eine Schnur, die den Kopf darauf fixierte.

»Sollte sie zur Schau gestellt werden? Sie sieht aus wie ein Model, das für ein schauriges Fotoshooting herhalten muss«, stellte Florian fest, der sich neben Julia kauerte und die Tote aufmerksam betrachtete.

»Jedenfalls hat er sie nicht komplett dem Moor überlassen. Daraus könnte man durchaus schlussfolgern, dass er wollte, dass sie gesehen wird.« Julia betrachtete die Haut des Opfers, die rötlich bis bräunlich verfärbt war. Das war ein Zeichen der beginnenden Verwesung. Die sommerliche Hitze beförderte den körperlichen Zerfall. Die Augen der Toten standen offen. Sie blickten stumpf in den wolkenlosen Himmel. Die sengenden Sonnenstrahlen hatten die Augäpfel ausgetrocknet und der Haut der Toten zugesetzt. Es handelte sich um ein junges Mädchen mit einst ebenmäßigen Gesichtszügen.

»Ich denke, wir können sie wegschaffen«, erklärte Julia und erhob sich. »Ich muss sie obduzieren, um die Todesursache feststellen zu können. Einen Suizid können wir wohl ausschließen. Sie wird ihren Kopf nicht selbst auf dieser Holzkonstruktion festgebunden haben. Allerdings scheint sie sich auf den ersten Blick nicht sonderlich gewehrt zu haben, weder gegen den oder die möglichen Täter noch gegen das Wasser. Das ist ungewöhnlich. Der Kampf von Ertrinkenden hinterlässt typische Spuren. Zum Beispiel bildet sich durch das häufige Schnappen nach Luft Schaum in den Atemwegen. Den kann ich auf den ersten Blick nicht erkennen.« Julia griff nach einem Zollstock, den sie stets bei sich trug, und senkte ihn in das trübe Wasser.

»Das Moor ist hier nicht einmal einen Meter tief. Darin kann ein Erwachsener eigentlich nicht ertrinken. Es sei denn, jemand taucht ihn gewaltsam unter oder er steht unter Drogeneinfluss. Bis ich sie genau untersucht habe, können wir davon ausgehen, dass das Mädchen ertränkt wurde. Denn nur in diesen Fällen bleibt die Schaumbildung aus.«

»Deshalb wollte ich unbedingt, dass du dir das ansiehst.« Florian winkte ein paar Helfer herbei, die am Rande des Moores mit einer Trage warteten.

»Habt ihr nach der Kleidung gesucht?«, fragte Julia und blickte sich um.

»Ja, ein paar Kollegen haben die nähere Umgebung abgesehen. Sie haben bisher nichts entdeckt. Gleich trifft Verstärkung ein und wir durchkämmen einen größeren Radius. Vielleicht finden wir ihre Klamotten und idealerweise auch einen Ausweis.« Florian verscheuchte ein paar Mücken und machte den Männern mit der Trage Platz. »Ich weiß nicht, irgendwie sieht das alles geplant und organisiert aus. Entweder wurde die Tat extrem gut vorbereitet oder es war nicht der erste Mord. Einem Anfänger traue ich das nicht zu.«

Julia ließ ihren Blick über das Moor schweifen und deutete auf eine Stelle am Horizont. »Wenn er gewollt hätte, dass sie niemand entdeckt, hätte er sie viel weiter vom Parkplatz entfernt im Wasser ablegen und mit einem schweren Gegenstand vollständig versenken können. Es hätte Jahre gedauert, bis sie jemand gefunden hätte – wenn überhaupt.«

Die Helfer hoben den Leichnam aus dem Moor. Der tote Körper trennte sich schmatzend von seinem feuchten Grab und wurde in einen Leichensack gelegt.

»Warten Sie«, forderte Julia die Männer auf und öffnete den Sack wieder. »Was ist denn das?« Sie wischte grünen Schleim von der Haut unterhalb des Bauchnabels. Etwas Buntess kam zum Vorschein. »Sieht aus wie ein Tattoo.« Julia freute sich über ihre Entdeckung. »Das könnte uns helfen, die Frau zu identifizieren.«

»Was soll das denn darstellen?«, fragte Florian stirnrunzelnd. »Das sieht komisch aus. Fast wie altertümliche Buchstaben oder so etwas in der Art.«

Julia nickte. Sie hatte im Augenblick keine Erklärung. »Das erinnert mich an irgendetwas.« Krampfhaft durchforschte sie ihr Gedächtnis, ohne dass sie eine Erinnerung greifen konnte. Nur schemenhaft tauchten Bilder vor ihr auf, die sofort verschwammen und sich nicht festhalten ließen. Ihr Magen knurrte erneut. Die Kalorien des Müsliriegels waren aufgebraucht. So hungrig, wie sie war, konnte sie nicht weitermachen. Ein Mitarbeiter der Spurensicherung fotografierte das Tattoo. Dann wurde der Reißverschluss wieder geräuschvoll zugezogen und das Gesicht der jungen Frau verschwand vorerst in der Dunkelheit.